

## Spuren der Abwesenheit

### Zum Liebesdiskurs an der Schwelle zwischen ‚postalischer Epoche‘ und post-postalischen Medien

Was das Telephon, das moderne Kommunikationsmedium *par excellence*, nicht geschafft hat, scheint sich im Zuge der Durchsetzung von Fax, von e-mail und voice-mail zu ereignen: die Zurückdrängung jenes Mediums, das das emotionale Register des ‚bürgerlichen Subjekts‘, das die Konzepte von Intimität und Individualität, von Anrede und Erwartung am stärksten geprägt hat. Während die Post in Zukunft einen dramatischen Rückgang der Privatkorrespondenz, der klassischen Form des Briefes, befürchtet, scheint aber der Brief im Moment seines realen Verschwindens in Literatur und Medien an Bedeutung zu gewinnen – allerdings nicht ohne daß sich dabei bemerkenswerte Metamorphosen ereigneten: ins Imaginäre dort und ins Virtuelle hier.

#### 1. Literatur und Liebesbrief

Drei sehr verschiedene Liebesbriefe stehen im Mittelpunkt von Alessandro Bariccos kurzem Roman *Seide* (1996; dt. 1997), der von den beschwerlichen und einsamen Japanreisen eines französischen Seidenraupenhändlers in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts handelt, im ersten Jahrzehnt der sogenannten japanischen Öffnung also. Erfüllt und besessen von dem Bild einer geheimnisvollen jungen, in leuchtende Seidenstoffe gekleideten Frau, deren Blick er wenige Male begegnet ist, deren Identität er nicht kennt, von deren Händen er einmal berührt wurde, deren Stimme er aber nie gehört hat, treibt ihn dieses Bild immer wieder an ihren Ort zurück, wo er statt ihrer jedoch nurmehr die Zeichen ihrer Abwesenheit antrifft, eine Voliere voller Vögel oder aber die offenen Türen des leeren Käfigs. Alle drei Liebesbriefe bleiben für ihn rätselhaft und unlesbar, zunächst wegen der ihm unbekanntem Schriftzeichen, dann weil er einen lebenden Liebesbrief nicht als solchen erkennt, einen Boten, der ihn zur Gesuchten führen soll (und der für dieses bei Todesstrafe verbotene Verbrechen gehängt wird). Die Verrätselung der Liebesschrift verdichtet sich aber beim dritten Brief, den er per Post erhält: sieben Seiten Reispapier, japanische Schriftzeichen, schwarze Tinte, außer Name und Adresse auf dem Umschlag kein einziges Wort in abendländischen Buchstaben:

Hervé Joncour blätterte die Seiten durch und betrachtete sie lange. Sie sahen aus wie ein mit akribischer Leidenschaft zusammengestellter Katalog von Spuren kleiner Vögel. Es war erstaunlich, wenn man bedachte, daß dies jedoch Schriftzeichen waren und somit die Asche einer verbrannten Stimme. (S. 110)

Gewinnen die fremdartigen Schriftzeichen des Briefes in dieser Betrachtung magische Züge, so werden sie im Bild von der „Asche einer verbrannten Stimme“ zu gleichsam materiellen Resten einer abwesenden Stimme, die sich im Vorgang der Aufzeichnung verzehrt hat. Damit erscheint der Brief – noch vor und jenseits jeder lesbaren oder mitteilbaren Mitteilung – als Medium, das die Spuren einer im Liebessehnen aufgezehrten Stimme übermitteln.

Für unseren Seidenraupenhändler schwankt die „verschwommene Beredsamkeit“ des Briefes, solange er das Papier unentziffert bei sich trägt, zwischen etwas völlig Belanglosem oder „etwas, das ein Leben aus den Angeln heben konnte“ (S. 111). Bei der Übersetzung dann entschlüsselt sich der Text als die an ihn adressierte Imagination einer sexuellen Begegnung, als geschriebene Szene einer erotischen Phantasie. Während er nun sein weiteres Leben merkwürdig unberührt von dieser Schrift-Szene weiterzuführen sucht, deckt er erst nach dem Tod seiner Frau das Geheimnis der Sendung auf, das aber als Ahnung schon im Erzählraum stand. Der Brief war geschrieben von der eigenen Frau, und in japanische Schriftzeichen übertragen hatte ihn jene Prostituierte, die ihm auch den ersten heimlich zugesteckten Zettel von der rätselvollen, fernen Frau übersetzt hatte.

Noch einmal also wird in diesem Roman exzessiv eine Poetisierung des Liebesbriefes betrieben: Aufgrund der Abwesenheit, ja Unerreichbarkeit der Geliebten sind seinen Schriftzeichen Spuren eines Begehrens eingeschrieben. Als oft geheime Sendung unterliegt er einer Verstellung und Verrätselung, die Mitteilung *und* Absender einschließt, da in der Liebeserklärung, in der Adressierung an den Anderen, Schreiber/in und Mitteilung nicht zu trennen sind. Denn in der Sendung der Liebessprache geht es immer um die Zustellung an einen bzw. um den Empfang von einem *bestimmten* Anderen. Die klassische Definition des Briefes als „sermo absentis ad absentem“ (zitiert nach Siegert 1993, S. 30) wird im Liebesbrief als Figur des Begehrens gestaltet, indem die Bedeutung der Botschaft oder Mitteilung hinter die der Adressierung zurücktritt. Insofern gilt für ihn in besonderer Weise, was Siegert für jenen Brief formuliert, der im achtzehnten Jahrhundert zugleich mit dem Konzept von Privatheit, Intimität und Individualität entsteht und die klassische Form des Briefes ausmacht: der Brief ist die Übertragung eines individuellen Ich (ebd., S. 34). Allerdings möchte ich diese ‚Übertragung‘ gerade nicht, wie Siegert, als Metapher verstehen, sondern im Freudschen Sinne als Gefühls-, Erregungs- und Erwartungs-Transport. Und dieser ist in der Sendung allen erdenklichen Störungen und Entstellungen ausgesetzt.

Der Liebesbrief *ist* die Sprache des Begehrens, die aufgrund der räumlichen Distanz, der Abwesenheit des Anderen und der zeitlichen Verschiebung der Sendungen, der Nachträglichkeit der Zustellung also, immer schon Schrift ist: Spur bzw. *différance*. In der Figur der Adressierung und Apostrophe schließt die Sprache der Liebe das Begehren nach Anerkennung, nach einer Annahme der Zustellung ein. „Als Begierde, die er ist“, so Roland Barthes, „erwartet der Liebesbrief eine Antwort“ (Barthes 1984, S. 66). Er *erwartet* eine Antwort, kann mit ihr aber nicht *rechnen*, denn mit der Versicherung einer Antwort, mit dem Vertrag, endet der Liebesbrief zumeist, um in einen anderen Diskurs überzugehen oder in ihm aufzugehen.

<sup>1</sup> Weitere Text- und Bilddateien zu Autorin und Publikationsbeitrag sind auf der CD-ROM unter Sigrid Weigel: [projekte/weigel/index.htm](#) zu finden.

Als Brief aber ist die Liebessprache von der Literatur nicht zu trennen und hat damit Teil an den poetischen Textverfahren: an Zitat, Dialogizität, Rhetorik, Maskierung, Verstellung und auch am Problem der Autorschaft. In seinen *Fragments d'un discours amoureux* versucht Roland Barthes am Beispiel von de Laclós' *Liaisons dangereuses* den Liebesbrief nach zwei Seiten hin zu unterscheiden. Für den Liebenden sei der Brief rein expressiv, Sprache der Hingabe, habe er keine taktische Bedeutung, „es ist“, so Barthes, „eine *Beziehung*, die ich zum Anderen aufnehme, keine Korrespondenz“ (ebd.). Gegen diese Definition des Liebesbriefes möchte nun Roland Barthes das taktische Unternehmen der Briefe der Marquise de Merteuil abgegrenzt wissen, das er als Korrespondenz bewertet, was voraussetze, daß sie gerade nicht verliebt sei. Sogenannte Taktik der Korrespondenz hier und Beziehung oder Hingabe dort, *Verstellung* und *Zustellung* der Erregung, sind aber im Brief, einer immer schon chiffrierten Schrift, gerade nicht eindeutig voneinander zu unterscheiden. Diese Mehrdeutigkeit der Schriftzeichen als Zeichen der Liebe ist geradezu *das* Merkmal des Liebesbriefes. Dazu ein Zitat aus der für das Thema einschlägigen und unerschöpflichen Korrespondenz Kafkas, aus einem Brief an Felice, das insofern bemerkenswert ist, als es die Vermutung von Täuschbarkeit nicht beim Ich, sondern beim Anderen deponiert:

„Daß Du mich lieb hast. Felice, ist ja mein Glück, aber meine Sicherheit ist es nicht, denn Du kannst Dich ja täuschen, vielleicht führe ich da im Schreiben Künste auf, die Dich täuschen, [...] meine Sicherheit liegt vielmehr darin, daß *ich* Dich liebe, daß ich Dich an dem kurzen Abend erkannt habe, von Dir mich ergriffen fühlte [...]“ (Kafka 1976, S. 302 f.)

Nicht über die Liebe des Schreibenden kann die Schrift also täuschen; sie ist vielmehr geeignet, eine Liebestäuschung bei der Adressatin hervorzubringen. Genau das ist der Fall beim Seidenraupenhändler im Roman *Seide*, dessen Frau gerade, um ihrer Hingabe Ausdruck zu verleihen, die Entstellung ihrer Liebesbotschaft in unentzifferbare Schriftzeichen aus der Hand einer anderen Schreibenden wählt. Bei ihr verkompliziert sich die Figur der Abwesenheit, die den Liebesbrief konstituiert, noch einmal. Nicht wie gewohnt aufgrund einer Abwesenheit, sondern wegen eines Mangels im Zusammensein, einer *mangelnden Abwesenheit* und Sehnsucht nämlich, verstellt sie ihre Botschaft in einen Brief aus der Ferne, um damit, wenn sie anwesend ist, sich zugleich in der Position der Abwesenden imaginieren zu können.

## 2. Elektronische Post – Ausfall der Abwesenheit

All diese Verwicklungen zwischen Zustellung und Darstellung, Verstellung und Entstellung scheinen in der Sphäre der elektronischen Post geregelt oder gar beseitigt zu sein. So läßt sich im Zeichen des Internet eine enorme Wiederbelebung des Briefverkehrs verzeichnen – jedenfalls wenn man sich an die Nomenklatur des Systems hält, das vor allem über mailboxes/Briefkästen und Adressen geregelt ist. Auf der Folie einer Theorie der Schrift wäre die entscheidende Frage dann, ob die *mails*, die verschickt werden, als *messages* zu betrachten sind, also in ihrem Kommunikations- oder Mitteilungswert aufgehen, oder aber als Briefe, deren Schrift immer etwas darüber Hinausgehendes anhaftet, als Symptom eines Nicht-Mitteilbaren oder auch eines Überschusses. Außerdem käme es darauf an, was in der elektronischen Post mit den Momenten von Abwesenheit und Nachträglichkeit geschieht.

Wie bei der traditionellen Post fungieren in der elektronischen Post die Adressen, je nach Schaltung auf *in* oder *out*, als Absender oder Empfänger. Im Unterschied aber zur Post ist das komplementäre Doppelpheänomen von öffentlichen Briefkästen, in denen die Post zum Verschicken gesammelt wird, und Hausbriefkästen für den Empfang überflüssig geworden; ein und dieselbe Stelle funktioniert als Relais für *in* oder *out*. Damit erübrigt sich der Weg zur Post, denn mit Hilfe des Modems ist der Briefkasten ins Haus gewandert. Auch geht es hier störungsfreier und geordneter zu als bei der Post; Sendungen ohne Absender beispielsweise sind (zur Zeit jedenfalls) nicht möglich. Der Fakteur ist durch das elektronische Netz ersetzt, was, wie zu lesen ist, den Vorteil habe, daß „der Briefträger nicht nur einmal am Tag“ (Reisch 1997, S. 23) kommt. Und um die Zustellung braucht man sich keine Gedanken zu machen, wenn das *Send* geklappt hat – es sei denn, man hat eine unkorrekte Adresse eingegeben – und das *e-mail* koemigend zurück – wobei das Zeitmaß ‚postwendend‘ auf wenige Sekunden zusammengeschrumpft sein kann. Zudem kann man die mailbox in Form des *laptops* überallhin mitnehmen – wenn man akzeptiert, daß die Bedeutung von ‚überall‘ oder *world wide* durch den Grad der Vernetzung geographisch stark relativiert wird.<sup>2</sup> Mit dem System der elektronischen Post entsteht, folgt man dem verbreiteten Mediendiskurs, jedenfalls das Phantasma einer universellen Kommunikation und Zustellbarkeit, das mit keiner Abwesenheit mehr rechnet. Die Post ist zugestellt, auch wenn sie nicht abgerufen und gelesen wird. Überquellende Briefkästen fallen dem Nachbarn nicht mehr auf, so daß Abwesenheit vor Ort nicht mehr durch sichtbare Zeichen signalisiert wird. Ausbleibende Antworten jedoch können die verschiedensten Bedeutungen haben: zwar kann die Annahme nicht verweigert worden sein, daß keine Antwort eintrifft, kann aber ebenso auf eine technische Störung im Anschluß zurückgeführt werden, auf eine ungeöffnete mailbox wie auch auf eine unbestimmte Unlust zur Antwort. Im Zweifelsfall hilft der Griff zum alten Telefon, um sich zu vergewissern, ob die Sendung angekommen ist.

Briefumschlag und Briefgeheimnis sind durch das persönliche *password* oder den persönlichen Account beim Online-Dienst ersetzt, unsicher allein gegenüber Knackern oder Hackern. Hier allerdings ist das Einfallstor für die Erosion des Briefgeheimnisses, für die heimliche Anwesenheit ungemeynter oder gar unerwünschter Mitleser, für jene Unheimlichkeit, die der Gleichzeitigkeit von universeller Vernetzung und intimer Adressierung anhaftet. Obwohl in der Form der elektronischen Post die Öffentlichkeit und Universalität der Zirkulation individueller Sendung sich extrem verstärkt, scheint diese prekäre Struktur des postalischen Prinzips aus dem Bewußtsein verschwunden. In der umfangreichen Literatur zum Internet und Cyberspace jedenfalls ist nirgends etwas von dem Unheimlichen zu lesen oder nur zu spüren, das der Tatsache einer dem internationalen elektronischen Netz anvertrauten persönlichen Post anhaftet.

Statt dessen scheint dort mit dem PC und Netz das Reich unbegrenzter Kommunikation, umfassender Demokratie und ungeahnter individueller Freiheit ausgebrochen. Mehr noch als auf das System der *e-mails* bezieht sich diese Perspektive auf die Online-Kommunikation, das *Chatten*, und auf die virtuellen Räume im Cyberspace. Während in der Literatur zu den elektronischen Medien der Liebesdiskurs aus der Mediengeschichte zu verschwinden

<sup>2</sup> An meinem Schreibtisch in einem Dorf über dem Lago Maggiore erhält die Rede *world wide web* jedenfalls automatisch einen ironischen Nebenton.

scheint, werden andererseits die unbegrenzten Möglichkeiten von online-Kontakten gepriesen: Die freie Wahl einer Identität (Name, Alter, Aussehen, Geschlecht) ermögliche einen Kontakt ohne Vorurteile. Das „Gespräch über die Tastatur“ ohne „die Krücken von Körper und Stimme“ zwingt zum klaren Ausdruck, man sei zwar unreichbar, könne aber dennoch in Kontakt treten, wann immer man will: Und es gibt sogar vorgefertigte Lückentextliebessbriefe, in die man eigene Wünsche und Phantasien einfügen kann. „Ihre Online-Freunde verlangen nichts von Ihnen“, so Elisabeth in ihrer Apologie des *Chattens*, und normalerweise blieben auch keine Spuren zurück; all dieses ermögliche „eine Art Rollenspiel mit erotischer Handlung“ (Reisch 1997, S. 26, 29, 32 und 34). Wird hier die Gleichzeitigkeit von Unerreichbarkeit und jederzeitigem Kontakt gepriesen, so ist die Bedeutung von Adressierung dabei aufgespalten in die zeichenkorrekte Adresse, das heißt die technisch verstandene Zustellung hier, und in die Unerreichbarkeit der Person dort. Erreichbarkeit wird vielmehr über das Relais reguliert. Mit der Norm des ‚klaren Ausdrucks‘ wird die online-Sprache auf den Aspekt der Aussage reduziert. Der dabei verlorene Teil der Erregungsspur wird dann manchmal mit Hilfe von Zeichen aus einem Lexikon codierter Emotionszeichen, den sogenannten Smilies, wieder hinzugefügt, so daß die codierten Stimmungszeichen ersetzen und ergänzen sollen, was ansonsten, etwa am Telefon, der Modulation der Stimme zukommt. Die Loslösung von jedem leiblich-materiellen Aspekt der Sprache, die mit der Bewertung von Körper und Stimme als „Krücke“ affirmiert wird, bedeutet den endgültigen Siegeszug einer Sprache als *pures Zeichensystem*, als System mitteilbarer Mitteilungen. Sie löscht jede Spur der *différance* und verwandelt die elektronische Schrift in aufgezeichnete Sprechakte.

Freiheit, Unverbindlichkeit und Spurenlosigkeit strukturieren also das Idealbild der online-Kontakte. Das Rollenspiel hat damit die vieldeutige, rätselhafte Sprache des Begehrens abgelöst. Auch wenn die zitierten Beispiele einem populären Handbuch im Comic-Design entnommen sind, entsprechen sie den theoretischen Erörterungen seriöserer Darstellungen ziemlich genau. So korrespondiert die positive Besetzung des Rollenspiels und die mit der Maskierung verbundenen Überschreitung leiblicher Grenzen mit der Theorie der Performativität, die derzeit im (anglo-amerikanischen) feministischen Diskurs favorisiert wird und die man auch als theoretisches Phantasma eines post-postalischen Denkens beschreiben könnte. Vor allem aber in der Medientheorie zum Cyberspace fällt auf, daß die Beschreibung der Virtualität dem Verschwinden philosophischer und psychoanalytischer Subjekttheorien einhergeht, verbunden mit einer überwiegend soziologischen Betrachtungsweise, die das Modell der Kommunikation rehabilitiert. Die Beschreibung virtueller Räume und digitaler Städte erfolgt nämlich überwiegend als Nachahmung der Idee von Kommunikationsgemeinschaften, mit deren Ursprungsmythos, der sogenannten rasonnierenden Öffentlichkeit, sie nicht zufällig gemeinsam hat, daß auch diese ja tatsächlich aus geschlossenen Gesellschaften gebildet wurde.

Gewichtiger aber ist die Konsequenz, die dieser Diskurs für den Umgang mit der Kategorie der An/Abwesenheit hat. In einem Ausblick auf zukünftige technische Entwicklungen erörtert Florian Rötzer z. B. die Möglichkeit, „über VR-Schnittstellen solche simulierten Umgebungen als 3D-Bilder zu betreten, sich dort einen virtuellen Körper zu gestalten, durch den man *anwesend* ist und auch von anderen erkannt werden wird, um sich in ihnen so zu bewegen und zu handeln *wie* in einer wirklichen Umgebung“ (Rötzer 1997, S. 11, Hervorh. v. m.).

In der Einführung von Simulation und virtueller Anwesenheit verschwindet in der Theorie des Virtuellen das Denken der Abwesenheit – zugleich mit der Berücksichtigung von Phänomenen wie Nachträglichkeit, Textualität und Entstellung. Dieses läßt sich als Anzeichen dafür verstehen, daß im Diskurs der elektronischen Medien das Ende des postalischen Prinzips mit dem Ende des ödipalen Subjekts zusammenfällt. An die Stelle eines Subjekts des Begehrens tritt hier ein Subjekt, das sich im Spiel verschiedener Identitäten, unter Decknamen und visuellen Masken, narzißtisch präsentiert.<sup>3</sup> Es adressiert sich nicht mehr an einen *bestimmten Anderen*, sondern bezieht sich auf viele *unbestimmte andere*. Mit der Abwesenheit und der Adressierung aber sind die beiden zentralen Aspekte des Liebesdiskurses oder des postalischen Prinzips verschwunden. Noch einmal Rötzer: „Anders als in der realen Body-to-Body-Präsenz werden mit den wachsenden Möglichkeiten der Tele-Existenz auch die Erwartungen steigen, nicht auf eine Identität festgelegt zu werden, sondern zwischen diesen ebenso zu zappen wie zwischen den Programmen“ (ebd., S. 81).

Wie immer man diese Perspektive beurteilen mag, ihr liegt eine fundamentale Verkenning des Ausgangs- und Kontrapunktes zugrunde, hier als sogenannte reale Körperpräsenz konstruiert. Auffällig ist ja, daß, wenn die elektronische und virtuelle Kommunikation gepriesen wird, diese gerne mit der Szene eines direkten Gesprächs oder einer leiblichen Begegnung in Echtzeit verglichen wird und nicht mit ihren Vorgängern, den postalischen Medien.

Die vor-elektronische, postalische Epoche aber war gerade nicht durch sie, sondern durch die Figur der Abwesenheit strukturiert. Die Spur der Abwesenheit im Liebesbrief referiert nämlich nicht auf den Mangel einer erfüllten Anwesenheit oder körperlichen Präsenz, sondern bereits auf den imaginierten Abdruck eines Gewesen-sein-werdens leiblicher Berührung. So wie Heinrich Heine es im Brief an die Geliebte „Allersüßeste fine mouche“ zum Ausdruck bringt: „Auch ich freue mich, Sie bald wieder zu sehen et poser une empreinte vivante sur les traits suaves et quelque peu souabes.“<sup>4</sup>

### 3. Die postalische Epoche – Derridas Theorie der Sendung

Mit der Verkenning der Abwesenheit scheint in der Theorie des Internet jene „postalische *différance*“ in der Beziehung zwischen Lustprinzip und Realitätsprinzip auszufallen, die Derrida gerade im Zwischenspiel von Psychoanalyse und einer philosophischen Technologie des Kuriers untersucht hat, und zwar indem er in seiner *Postkarte* Sigmund Freuds ökonomische Konzeption der Libido (die Ökonomie von Lust und Unlust) medientheoretisch

<sup>3</sup> In Jean Baudrillards Theorie des fraktalen Subjekts wird der elektronische und telematische Selbstbezug als Junggesellenmaschine gedeutet. „Daher fallen elektronische Datenverarbeitung und Kommunikation in einer inzestuösen Widmung immer wieder auf sich selbst zurück“ (Baudrillard 1989, S. 122). Mit dem Schwenden einer Sprache des Begehrens aus der virtuellen und elektronischen Kommunikation scheint allerdings reziprok der Bedarf nach ‚Sex‘ sprunghaft anzusteigen. „Nach Schätzungen von Experten gibt die surfende Kundschaft bereits an die 100 Millionen Dollar jährlich für Cybersex aus.“ So Franz Zauner: Kein Ort für Keuschheit. Sex zum Kaufen im Cyberspace. In: NZZ, 17. 6. 97, S. 13 (B).

<sup>4</sup> Paris, den 20. July 1855. In: Heinrich Heine 1950, S. 617.

reformuliert. Da sich in der Übertragung der Mitteilung im Liebesbrief stets postalische und Erregungs-Übertragungen überlagern, bedarf es dafür einer Theorie der Sendung, in der die Übertragung nicht in einem Konzept von reiner Daten- oder Informationsübermittlung aufgeht.

Leser der deutschen Übersetzung von Jacques Derridas *Die Postkarte. Von Sokrates bis an Freud und Jenseits* (1983)<sup>5</sup> sehen sich bereits, wenn sie das Buch zur Hand nehmen, in die Szene einer postalischen Lektüre versetzt. Aufgrund der Publikation in Form einer un-aufgeschnittenen Fadenheftung muß man vor dem Lesen zu einem aus der Mode gekommenen Instrument greifen und in den meisten Fällen wohl, in Ermangelung eines solchen Fadenschneiders, mit einem Brieföffner vorlieb nehmen. Und wie beim Öffnen einer umfangreicheren Sendung zahlreicher Einzelbriefe, die sich nach einigen Tagen Abwesenheit im Briefkasten angesammelt hat, unterscheiden sich in dieser Szene diejenigen Empfänger/Leser, die jeden Umschlag einzeln öffnen und lesen und sich derart Seite um Seite durch den Papierstapel lesend fortbewegen, von denjenigen, die alle Umschläge oder Bögen auf einmal öffnen, um das Papier-Konvolut zur durchgängigen, übersichtlichen oder auch zur hin und her schweifenden Lektüre freizulegen.

In zwei Lieferungen respektive Bänden publiziert, von denen die erste die Bezeichnung *Envois/Sendungen* trägt und als Serie von Briefen an eine Geliebte gestaltet ist, präsentiert sich die Textform der *Carte postale* als Nachahmung jenes postalischen Prinzips der Literatur, von dem das Buch handelt. Daß es vor allem aber um das Schwenden des postalischen Prinzips geht bzw. um das Ende einer postalischen Epoche, die zugleich auch das Ende der Literatur bedeute (Bd. 1, S. 130), wird in der beschriebenen Leseszene besonders sinnfällig. In der unüblich gewordenen Buchgestalt, durch die der Leser sich wie beim Öffnen eines Briefumschlags vorkommt, materialisiert sich jener Vorgang, der im Buch als Verschwinden des „Umschlags“ thematisiert wird. Der Umschlag aber ist nicht nur das Transportmedium einer Schrift, die an ihren materiellen Träger gebunden ist. Er ist zugleich Symbol eines „klassischen“ postalischen Systems, in dessen Zentrum der Brief und das Briefgeheimnis stehen: als Typus einer bestimmten postalischen Rationalität, die durch die Beziehung zwischen dem Staatsmonopol und dem Geheimnis privater Botschaften geregelt ist (Bd. 1, S. 131). Der Faktur/Briefträger ist in diesem System der Garant dafür, daß die Sendung zugestellt wird und in der Person des Empfängers Beschickter und Adressat zur Deckung kommen. Insofern bilden Faktur und Umschlag die medialen Bestandteile eines postalischen Systems, das sich als prekäres Zusammenspiel von öffentlicher Zirkulation und individueller, intimer Adressierung organisiert.

Methodisch gegen eine Motiv- oder Gattungsgeschichte, gegen die Untersuchung einer Geschichte des Briefgenres in der Literatur gerichtet (Bd. 1, S. 111), geht es in der *Carte postale* um die Ähnlichkeit von Brief und Literatur, um deren gleichzeitige Unterstellung unter das postalische Prinzip. Die Literatur wird dabei gleichsam als eine Form der Vervielfältigung von geheimen, hermetisch verschlossenen Briefen beschrieben, als „Konsortium von Absendern und Beschickten“ (Bd. 1, S. 132). Diese Ähnlichkeit funktioniert aber nur

<sup>5</sup> Paris 1980, deutsche Übersetzung: 1. Lieferung Berlin 1983, 2. Lieferung Berlin 1987. Im folgenden wird im Text aus der deutschen Ausgabe nur unter Angabe von Band- und Seitenzahl zitiert, das heißt (Bd 1, S.130).

so lange, wie es den Privatkurier gibt, solange also der Kurier von Partiküliers/Privatbriefen nicht dem „Sammelumschlag“ oder einer anderen Form von Sammelsendung gewichen ist. Das Zusammenfallen der Epoche der Post und der Epoche der Literatur ist damit an die Position eines individuellen Subjekts als Adressaten gebunden, nicht aber an die Vorstellung einer möglichen Enthüllung der Sendung bzw. einer Wahrheit, die sich beim Entfernen des Umschlags enthüllte.

Als Medien markieren Umschlag und Faktur die Institutionalisierung der Adresse, das heißt die postalische Struktur von Adressierung und Sendung einer jeden Schrift. Derrida erörtert diese Funktion beispielsweise, wenn er die Angst beschreibt, beim ‚Erledigen der Korrespondenz‘, ‚die Adresse vertauscht oder mehrere Briefe in dieselbe Hülle gesteckt‘ zu haben, eine Angst, der der Schreibende mit einer Zwangphantasie begegnet: er stellt sich vor, am Briefkasten, in den er seine Korrespondenz geworfen hat, stehen zu bleiben, die nächste Leerung abzuwarten und den Faktur zu verführen, alles zurückzugeben, um noch ein letztes Mal die „Adäquatheit der Adresse“ überprüfen zu können (Bd. 1, S. 128 f.).

Gegen ein metaphorisches Verständnis des Umschlags, eine Trennung von Botschaft und Medium, von Inhalt und Hülle argumentierend, betont Derrida, daß das postalische Prinzip eigentlich kein Prinzip sei, jedenfalls keine transzendente Kategorie (Bd. 1, S. 235), auch wenn dessen große Epoche als eine Technologie erscheint, die durch Papier, Feder, Umschlag und das Subjekt im Sinne eines individuellen Beschickten gekennzeichnet ist (Bd. 1, S. 234). Die Vorstellung eines „wahren Briefes“ aber wird bereits in der Urszene der *Carte postale* durch die Postkarte durchkreuzt. Am Anfang von Derridas Buch steht nämlich jene Postkarten-Trouville, die als Darstellung eines diktierenden Platon, der hinter einem schreibenden Sokrates steht, den Ursprungsmythos der antiken Philosophie verkehrt, nach dem bekanntlich Platon die Reden des nicht-schreibenden Sokrates aufgezeichnet hat. Kann diese Trouville einerseits als nachträgliche Darstellung der zentralen These von Derridas *Grammatologie* über die Vorgängigkeit der Schrift gegenüber der Sprache verstanden werden, so bildet sie in der *Carte Postale* den Ausgangspunkt für die These, daß auch Briefe eigentlich immer Postkarten sind, die durch eine spezifische Doppelheit strukturiert sind: „weder lesbar noch unlesbar, offen und radikal unverständlich“ (Bd. 1, S. 100). Die Postkarte ist also im buchstäblichen Sinne der Ursprung des Briefes und der postalischen Schrift.

Und so wie das Buch über die postalische Epoche den Titel *Postkarte* trägt, so bevorzugt der Sender im Buch für seine Liebesbriefe jeweils, eine Vielzahl von Karten im gleichen Umschlag zu verschicken, anstelle eines einzigen „wahren“ Briefes (Bd. 1, S. 17). Damit wird die „postkartierte Struktur des Briefes“ (Bd. 1, S. 112) sichtbar gemacht, die sich aus der Unmöglichkeit einer säuberlichen Trennung von Adressierung und Schrift, von Hülle und Botschaft ergibt, ebenso wie aus der Unmöglichkeit, in der Literaturgeschichte sogenannte echte Briefe von fingierten Briefen zu unterscheiden und auf diesem Wege das Briefgenre von der Literatur absondern oder innerhalb der Literaturgeschichte eingrenzen zu wollen.

Mit der Postkarte wird also die prekäre Struktur im Zusammenspiel von öffentlicher Beförderung/Zustellung und intimer Sendung erst sichtbar und erkennbar, die aber immer schon auch jeden verschlossenen Brief betrifft:

Und ich glaube nicht, daß man strenggenommen ‚Postkarte‘ ein einmaliges und originales Bild nennen kann, wenn so was je vorgekommen ist, ein Gemälde oder eine Zeichnung, die man jemandem als Postkarte schickt und die man einem anonymen Dritten überläßt, einer neutralen Maschinerie,

die angeblich die Botschaft an den Schickungsort leitet, indem sie zumindest ihren Träger dorthin befördert, wenn die Postkarte eine Art offener Brief ist (wie alle Briefe), dann kann man, in Friedenszeiten und unter bestimmten Regimen, immer versuchen, sie unentzifferbar zu machen, ohne ihrer Beförderung zu schaden. Unentzifferbar, meine Einzige, selbst für die Beschiedte. Und dennoch gibt es nur Postkarten, das ist erschreckend (Bd. 1, S. 47).

Alle Vorsichtsmaßnahmen der Erde ergreifen, Deine Sendung einschreiben, mit Empfangsbestätigung, kryptieren, versiegeln, die Hüllen und Umschläge vervielfachen, sogar im Grenzfall Deinen Brief nicht absenden, ihn für Dich bewahren, ihn aufessen, nun ja, im vorhinein ist er unterschlagen. [...] Einmal unterschlagen – es genügt eine Sekunde – hat die Botschaft keine Chance mehr, irgend jemanden *Bestimmbares* zu erreichen, an welchen (*bestimmbaren*) Ort auch immer (Bd. 1, S. 66, Hervorh. v. m.).

Kennzeichen der postkartierten Struktur des Postalischen ist also die Chiffrierung oder Kryptierung der Schrift. Einen Vorgänger dieser Schrift findet der Briefschreiber der *Postkarte* beim Thema des Geheimnisses, der esoterischen Lehre, die nur in chiffrierten Briefen dargelegt werden darf, und zwar in seiner Lektüre der Briefe Platons, aus denen er ausführlich zitiert, z. B.: „Ich muß Dir also davon sprechen, aber in Rätseln, damit, falls diesem Brief irgend etwas ankommt auf der Erde oder auf dem Meer, man ihn, wenn man ihn liest, nicht verstehen kann“ (Brief II an Dionysios) (Bd. 1, S. 118). Der Zirkulation der Schrift, die sie jedem zugänglich macht, muß durch Chiffrierung begegnet werden. In der postkartierten Struktur treffen sich somit Philosophenbrief und Liebesbrief: in Adressierung, Sicherung der Beförderung, Abhängigkeit vom Fakteur, Chiffrierung. Insofern ist das Problem der Zustellung hier vom Problem der Darstellung nicht zu trennen.

Während es aber beim Philosophenbrief auf die Chiffrierung eines Wissens ankommt, geht es im Liebesbrief um die Zustellung eines scheinbar immer schon Gewußten bzw. um die fragliche Annahme der Sendung, wobei der Sender sich erst in Sicherheit wiegen kann, wenn der Empfänger zurücksendet und damit die Annahme bestätigt haben wird. Insofern kann Derrida das philosophische Archiv, die Enzyklopädie, auch als „poste restante“ bezeichnen, gleichsam als deponiertes Wissen, abzuholen von Lesern nach ihrer Wahl, irgendwann. Der Liebesbrief dagegen als ‚poste restante‘ wäre eine beunruhigende Vorstellung: Ungewißheit der Zustellung, die sich doch erst in der Abholung realisierte. Der Ausfall des Faktors bedeutet hier Ungewißheit der Zustellung. Diese muß allerdings in Kauf genommen werden, wenn eine Chiffrierung der Adressierung, eine partielle Tilgung der Adresse (Wegfall von Straße und Haus) vordringlich ist: Name ohne bestimmten Ort, weil die richtige Adresse keine sichere, individuelle Zustellung garantiert, wenn unter ihr z. B. mehrere Namen firmieren, wenn andererseits die Abholung aber garantiert ist, insofern vorab die Zustimmung zur Annahme vorliegt. Die Chiffrierung der Schrift dehnt sich dabei auf den Umschlag aus. Sie kann sich auch auf die Sendung des Liebesbriefes selbst ausdehnen, auf die Tatsache der Korrespondenz zwischen zweien, die sich heimlich, aber wechselweise und gegenseitig als Sender und Empfänger verbunden. Diese verborgen-öffentliche Zirkulation ist u. a. das Thema des in aller Sichtbarkeit versteckten Briefes aus E. A. Poes Erzählung *Der entwendete Brief*, die Derrida – gegen Lacan und mit Freud – neu liest, indem er hier den Narrator als Fakteur deutet. Als Brief berührt sich die Sprache der Liebe insofern mit der Kryptographie, einer als Normalschrift getarnten Chiffrierung, die nur vom Anderen (groß geschriebenen) entziffert werden, für alle anderen (klein geschrieben) aber unlesbar

sein soll. Der radikale Unterschied der postalischen Chiffrierung gegenüber der Kryptographie als einer kriminalistischen Geheimschrift<sup>6</sup> oder einer geheimdienstlichen Codierung besteht aber darin, daß für die Entzifferung von Postkarte, Brief und Literatur kein Schlüssel existiert. Und beim Liebesbrief läuft die Chiffrierung stets Gefahr, daß sie selbst für den Adressierten nicht zweifelsfrei entzifferbar ist.

Etlche Jahre vor Derrida hat Ingeborg Bachmann in ihrem Roman *Malina* (1971)<sup>7</sup> die Reformulierung einer Krise der Philosophie als postalischer Krise vorweggenommen, und zwar in jener Passage über das „Problem der Post“ und das Briefgeheimnis, in der sie die Geschichte eines Faktors erzählt, der die Zustellung der Briefe verweigert.<sup>8</sup> In einer Auseinandersetzung mit Heideggers *Satz vom Grund*, in dem der philosophische Satz über die notwendige Zustellung des Grundes mit Betonung des ‚principium reddendae rationis‘ als Problem der Post erörtert wird, nimmt Bachmann eine Verschiebung der philosophischen Figur vor. Während es bei Heidegger der denkende Mensch ist, dem der Grund zugestellt werden muß – „Der Grund ist solches, was dem vorstellenden, denkenden Menschen zugestellt werden muß“ (Heidegger 1986, S. 47) –, substituiert sie die Position des Adressaten durch ein leidenschaftliches, erregtes Ich, die selbst auch als Briefschreiberin auftritt. Deren Korrespondenz ist ebenso wie die in Derridas *Carte postale* zwischen „Feuerzunge“ und Rettung (Bd. 1, S. 8) verortet. Ihre „flammanden Briefe“ nämlich und ihre nicht-abgeschickten Briefe, in denen „alles“ stand, bilden das Kryptogramm einer Schrift, deren Problem der Lesbarkeit im Zeichen der postalischen Krise steht. Die Sorge um das Briefgeheimnis und der subtile Umgang der Schreibenden mit den Momenten von Anrede, Datum und Unterschrift reflektieren die Störungen einer Adressierung, die sich dem postalischen Prinzip, das heißt einer öffentlichen Zirkulation intimer Mitteilungen, anvertraut.

#### 4. Telephon – der Andere als Stimme ohne Antlitz

Bachmanns *Malina*-Roman war es auch, der ein anderes klassisches Medium des Liebesdiskurses in der doppelten Beleuchtung durch Subjekt- und Medientheorie untersucht hat: das Telephon, das ich an der Schwelle vom Postalischen zum Post-Postalischen situieren möchte, buchstäblich auf der Grenze beider medialen Zeitalter.<sup>9</sup> Während in Derridas Theorie der Sendung, die die „grande époque“ des Postalischen an deren große Phantome Freud und Heidegger knüpft, das Telephon nur verschiedentlich augenblicksweise einbricht, spielt

<sup>6</sup> Vgl. dazu Edgar Allen Poes Erzählung *Geheimschreibekunst* (Poe 1984, S. 286).

<sup>7</sup> Im folgenden zitiert nach: Ingeborg Bachmann, *Werke*. München 1978. Bd. 3.

<sup>8</sup> Vgl. dazu ausführlicher Weigel 1996, S. 147–167.

<sup>9</sup> Noch sinnfälliger wird diese Übergangsposition des Telephons bei der Kombination von Telephon und digitaler Technik, so etwa beim Wechsel vom analogen Anrufbeantworter, der über die Speicherung der Stimme auf einer Kassette funktioniert, zur digitalen Aufzeichnung, bei der „die Spuren der Stimme verschwinden“. Thomas Y. Levin: Der Phonograph als Schreibmaschine. Töne und Stimmen als Schrift: Kulturgeschichtliche Anmerkungen zur akustischen Überlieferung vom Gramophon bis zur ‚Voice Mail‘. In: Einstein-Forum. Sonderbeilage der Berliner Zeitung, 3. 12. 1997, S. III. – Andererseits werden beim Faxgerät, der an ein ‚fernmündliches‘ Medium angeschlossenen Übertragung von Schrift, die Aspekte des Postalischen noch einmal besonders kenntlich.

es eine bedeutsamere Rolle in jener Variante einer materialistischen Mediengeschichte und -theorie, die an Friedrich Kittlers *Aufschreibesysteme* (Kittler 1985) anschließt. Dort wird das Telephon allerdings jenseits der postalischen Epoche verortet. Firmiert das Telephon bei Kittler selbst unter dem Aufschreibesystem 1900, das nicht mehr, wie das Aufschreibesystem 1800, als Liebeskorrespondenz zwischen Dichter und Leserinnen, also postalisch, organisiert, sondern als mediale Schreibszenen der Moderne konzipiert ist, in der die Liebe und die Frau „aus einer Literatur für differenzierte Junggesellen [...] verschwinden“ (ebd., S. 372) und der Schreibakt in seiner reinen Materialität aufgeht (ebd. S. 190), so wird in Kittlers Nachfolge, etwa in Siegerts Buch über die „Geschicke der Literatur als Epoche der Post“, schon das Aufschreibesystem 1800 als reiner Regelkreis reformuliert, seiner postalischen Aspekte also entledigt. Methodisch gestützt ist die Absehung vom postalischen Prinzip durch die Gleichsetzung psychophysiologischer Einschreibungen mit phonographischen Aufzeichnungen bzw. technischen Speicherungen, wobei in einer Faszination für die „Spuren ohne Subjekte“ die psychoanalytische Bedeutung der Übertragung vergessen scheint. Demgegenüber betonen Bachmanns Telefonszenen gerade die Bedeutung der Erregungen in dem akustischen Übertragungsmedium dieses Jahrhunderts, bei dessen Störungen der Anteil der Technik und des Unbewußten stets ungewiß bleibt.

Mit dem Telephon kehrt bei Bachmann die Magie in die Technik-Geschichte zurück. Denn sie beschreibt es als Medium, das das Hören der Stimme des Anderen erlaubt, das es ermöglicht, vom Anderen angerufen zu werden. Das Telephon ist damit die mediale Möglichkeitsbedingung einer Urszene des Subjekts, der Bestätigung der eigenen Existenz durch die Anerkennung des Anderen. Man kann es auch schlichter – und biblisch – „erkennen“ nennen, Anerkennung in der Liebe. „Und solange ich ihn höre und mich von ihm gehört weiß, bin ich am Leben“, wie es in *Malina* heißt (Bachmann 1978, S. 42). Wird für die Bedeutung des Telefons bei Bachmann das Konzept der Kommunikationstheorie verworfen, so gehen die Telefonszenen dennoch nicht in der reinen Materialität des Mediums auf. Dagegen wird es als Apparat eingeführt, der Figuren der Entstellung und des Aufschubs übermittelt und an den sich Wünsche und Erwartungen koppeln, als Apparat also, der die Differenz von An-/Abwesenheit, von Leben und Nicht-Leben regelt. Mit dem Klingeln bricht die ‚Jetztzeit‘ (Benjamin) in das Kontinuum des Alltags ein und unterbricht es: „Seit ich diese Nummer wählen kann, nimmt mein Leben endlich keinen Verlauf mehr“ (ebd., S. 30). Das Telephon ist bei Bachmann Apparat der Erwartung und des Wartens und damit das Medium des begehrenden Subjekts: ein moderner Wunsch-Apparat, der eine Sprache des Begehrens überträgt, die bereits das Wissen um die ausbleibende Erfüllung einschließt und insofern als unendlicher Aufschub strukturiert ist.

Damit hat Bachmann in den Telefonszenen ihres Romans genau jene Bedeutung des Apparats betont, die später Avital Ronell in ihrem medienphilosophischen *Telephon Book* (1989) ausarbeiten sollte:

However, the telephone cannot be regarded as a ‚machine‘ in the strict sense of classic philosophy, for it is at times ‚live‘. Or at least ‚life‘ punctually gathers in it and takes part in it. The telephone flirts with the opposition life/death by means of the same ruse through which it stretches apart receiver and transmitter and makes the infinite connection that touches the rim of finitude. [.] Like transference, the telephone is given to us as effigy and as relation to absence. At bottom, it asserts an originary nonpresence and alterity. (Ronell 1989, S. 84).

Diese Besetzung des Apparats mit Konnotationen von ‚Leben‘ funktioniert immer wieder auch über die Metaphorisierung der Telefonschnur als Nabelschnur. Oder aber über Imaginationen einer Unmittelbarkeit des Apparats zum Leib bzw. zu den Besetzungen und Erregungsinervationen: „Wann wird man anrufen können, ohne zu läuten? Es gäbe ein voyant, oder aber man würde, nah am Herzen oder in der Tasche, für gewisse codierte Anrufe, irgendein Signal bei sich tragen“, so Derrida (Bd. 1, S. 110). Hier ist das Wunschbild einer aus- und selbstgewählten Erreichbarkeit nicht, wie beim oben zitierten Programm vernetzter Kommunikation, an die Vorstellung freier verfügbarer Kontakte, sondern an die bestimmte, begehrte Adresse geknüpft. Insofern wird das Telephon häufiger als Lebens-Apparat imaginiert, während die postalische Sendung sich in einen Mord verkehren kann, dann nämlich, wenn die Bedeutung des Anderen sich in der Funktion des Beschickten, die Sendung also in der Ankunft erschöpft: Die „Idee selbst der Schickung begreift analytisch die Idee des Todes ein“ (Bd. 1, S. 44).<sup>10</sup>

In ihrem Roman hat Bachmann die Telefonszenen als Szenen einer Liebessprache gestaltet, in der die Abwesenheit des Anderen und das Sehnen bzw. Warten einander bedingen, ganz ähnlich einigen Sprachschauplätzen aus Roland Barthes' *Fragmenten einer Sprache der Liebe*. Auch dort wird das Warten am Telephon als Zeitstruktur beschrieben, die sowohl Verzauberung als auch Wahnzustand bedeuten kann. Auch bei Barthes nämlich bedeutet die Erwartungsangst am Telephon ein Verharren in Untätigkeit, bei dem der Andere nicht als reales Wesen erscheint, sondern ein erschaffener, halluzinatorischer Anderer ist.<sup>11</sup>

Durch die Aspekte von Adressierung und Abwesenheit hat der telephonische Liebesdiskurs am postalischen Prinzip teil. Während die räumliche Distanz der des Briefes gleicht, wird die zeitliche Verschiebung und Nachträglichkeit der Korrespondenz in eine Gleichzeitigkeit, in einen Dialog in Echtzeit, aufgehoben. Nur das Echo, als das die kleine Zeitverschiebung bei Überseegesprächen sich zuweilen bemerkbar macht und als Störung in das Gespräch einbricht, erinnert noch an die Zeitmarke der räumlichen Entfernung. Mit der Transformation der Adressierung in einen Anruf des Anderen aber hat sich ein Traum erfüllt, der im Brief immer wieder als Formel für das Sehnen nach der Anwesenheit der/des Geliebten steht: ach, könnte ich nur Deine Stimme hören! Wird das Telephonieren oft als Adressierung einer Stimme ohne Antlitz beschrieben, so partizipiert das telephonische Liebesgespräch noch am Eros der Ferne (Benjamin)<sup>12</sup> oder am Distanzzauber (Asendorf 1989, S. 66), während andererseits die Ungewißheit der Zustellung ausfällt. Letzteres zumindest, seitdem die Telefonistinnen, weibliche Nachfolgerinnen der Faktors im akustischen Übertragungsmedium, nicht mehr zwischengeschaltet sind. Der Angerufene kann unerreichbar oder besetzt sein, bei erfolgreichem Anruf aber kann sich die Anruferin der Existenz des Anderen versichern – was allerdings die Ungewißheit der Anerkennung des Liebeswunsches nur verschiebt. Hat sich der Wunsch, die Stimme des Anderen zu hören, erfüllt, ist das Anerkennungsbegehren auf andere Zeichen als die Rückantwort oder Bestätigung der Zustellung angewiesen. Es sind dies die Signale einer Stimme ohne Antlitz, von der man nicht nur

<sup>10</sup> Von hier aus ergeben sich weitere interessante Korrespondenzen zwischen Derridas Theorie der Sendung und dem Mord-Motiv in *Malina*.

<sup>11</sup> Die Erwartung, in: Barthes 1984, S. 98–99.

<sup>12</sup> Vgl. dazu das Kapitel über Eros und Sprache in Weigel 1997, S. 147–188.

Mitteilungen vernehmen kann, sondern auch die Spuren der Erregungen, die sich der Sprache einschreiben: Atem, Rhythmus, Lautstärke, Flüstern, Stocken, Zögern, Versprecher, Wiederholungen, Pausen, Schweigen geben dazu reichliches Material.

Die Identifizierbarkeit der geliebten Stimme erübrigt beim Telephon den Absender ebenso wie beim Liebesbrief, der bereits durch Schriftzüge, Papier und Tinte unzweideutig erkannt werden kann. Die Stimme als zeitgleiche Antwort des unsichtbaren Anderen, der sich an einem anderen, unerreichbaren Ort befindet, modifiziert aber gegenüber dem Brief die Figur der Abwesenheit. „Indem die Telephon-Leitung erhält und verbindet, fügt sie zusammen, was sie trennt“, so Avital Ronell (1990, S. 76). Es geht also um die Gleichzeitigkeit von Verbunden- und Getrennt-Sein. Ist dem Brief aufgrund der Nachträglichkeit der Zustellung immer die Unsicherheit über den Adressaten eingeschrieben, so wird das Briefeschreiben nicht von ungefähr als „Verkehr mit Gespenstern“ (Kafka 1986, S. 302) empfunden. Wer kann denn sicher sein, daß die Sendung den Adressaten noch als Lebenden erreicht?

Während der Brief als Medium immer mit einem ‚zu spät‘ rechnen muß, da die Zeitstruktur der Sendung die Möglichkeit der Adressierung an einen bereits Verstorbenen einschließt, ist beim Telephon, zumindest bei erfolgreichem Anruf, wenn man den Anderen also „erreicht hat“, die Ungewißheit über Leben/Tod ausgeschlossen. Denn beim Telephon kann die Stimme als Zeichen einer abwesenden Anwesenheit, als materielle Spur der leiblichen Präsenz des Anderen an einem anderen Ort, als medial übertragenes Echo einer Realpräsenz anderswo, betrachtet werden – ähnlich wie Barthes für die Photographie reklamiert, daß ihr über die chemisch verwandelten Schatten gewesener Personen Spuren einer vergangenen Präsenz anhaften. Insofern wird das Telephonieren nicht ohne Grund oft als Gespräch mit einem Phantom empfunden: Stimme ohne Körper, eine Stimme, die aus dem Schweigen kommt und sich mit dem Bild von Untoten verbindet. Aus dem eigenen Leben getreten, erscheint der Andere, dessen Stimme am Telephon hörbar ist, als Wiedergänger aus einer verlorenen Zeit, so hat Cocteau dieses Szenario in seinem Theaterstück *Die geliebte Stimme* gestaltet: der Monolog einer weiblichen Stimme, der den von vielfachen Störungen und Unterbrechungen strukturierten telephonischen Dialog mit einem gewesenen Geliebten präsentiert.

Die technische Möglichkeit der Adressierung in der Form des Anrufs besetzt dessen Ausbleiben aber um so mehr mit Bedeutung. Mehr noch als ausbleibende Briefe werden ausbleibende Anrufe als *Fading*, als unmerkliches Entschwinden des Anderen, empfunden. Mit seiner gegenüber dem Brief ganz anderen Zeitstruktur begründet das Telephon eine eigentümliche Angst: die Angst vor dem Telephonieren selbst. Diese Angst, die besonders bei Schriftstellern der Moderne belegt ist, wäre als Angst vor der Liebe zu einfach erklärt. Sie ist die Angst vor dem Verlust einer Figur, die die Liebe erst konstituiert: Abwesenheit und Aufschub. Wird die Adressierung auf die Probe einer allzu raschen Zustellung und Anerkennung gestellt, droht sie aus der Sprache des Begehrens herauszufallen, die die Schrift in Gang hält; zurück bliebe ein rein technisch verstandenes postalisches Prinzip, aus dem das Lustprinzip wieder entfernt wäre. Insofern richtet sich die Angst der Autoren vor dem Telephon auf eine Antizipation dessen, was sich im Internet bzw. der elektronischen Post zu realisieren scheint.

## Literatur

- Asendorf, Christoph 1989: Ströme und Strahlen. Das langsame Verschwinden der Materie um 1900. Gießen
- Bachmann, Ingeborg 1978: Malina. In: Diess.: Werke, Bd. 3. München
- Baricco, Alessandro 1997 (1996): Seide. München
- Barthes, Roland 1984 (1977): Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt a. M.
- Baudrillard, Jean 1989: Videowelt und fraktales Subjekt. In: Ars Electronica (Hrsg.): Philosophie der neuen Technologie. Berlin, S. 113–132
- Derrida, Jacques 1982 (1980): Die Postkarte. Von Sokrates bis an Freud und Jenseits. 1. Lieferung. Berlin
- Heidegger, Martin 1986: Der Satz vom Grund. Pfullingen
- Heine, Heinrich 1950: Briefe, hrsg. von Friedrich Hirth, Bd. 3. Mainz
- Kafka, Franz 1976: Briefe an Felice. Frankfurt a. M.
- Kafka, Franz 1986: Briefe an Milena. Frankfurt a. M.
- Kittler, Friedrich 1985: Aufschreibesysteme 1800·1900. München
- Poe, Edgar Allen 1984: Geheimschreibekunst. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 3. Berlin
- Reisch, Elisabeth 1997: Vernetzte Herzen. Chat, Flirt und Leidenschaft im Cyberspace. Düsseldorf und München
- Rötzer, Florian 1997: Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter. München
- Ronell, Avital 1989: The Telephone Book., Technology, Schizophrenia, Electric Speech. London
- Ronell, Avital 1990: Call me ma bell. In: Jochen Hörisch/Michael Wetzel (Hrsg.): Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920. München, S. 75–82
- Siegert, Bernhard 1993: Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post 1751–1913. Berlin
- Weigel, Sigrid 1996: Telephon, Post, Schreibmaschine. Weibliche Autorschaft im Aufschreibesystem der (Post) Moderne. In: Wolfgang Müller-Funk/Hans Ulrich Reck (Hrsg.): Inszenierte Imagination. Beiträge zu einer historischen Anthropologie der Medien. Wien und New York, S. 147–167
- Weigel, Sigrid 1997: Entstellte Ähnlichkeit. Walter Benjamins theoretische Schreibweise. Frankfurt a. M.